

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

148 (29.6.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 52

Der kleine Held.

Autorisierte Uebersetzung von Heinz Heffe.

Es ist ein seltsames Land — dieses gute Holland, diese schwermütigen Niederlande oder Meerlande. Der Boden liegt tatsächlich unter dem Niveau des Meeres und diese weiten Ebenen, beadert, bebaut oder von Kanälen durchzogen, haben stets das Eindringen der Meeresfluten zu fürchten — das unbezähmbare Element droht das Festland unaufhörlich zu verschlingen.

Die aus Sand gebauten und mit hohem, gelbem, trockenem Graße bedeckten Dünen und die aus Granit gemauerten Deiche die auf diesem angeschwemmten Terrain große Kosten verursachen, wettkämpfen miteinander, die Wut der bronzernen Nordsee zu brechen. Doch noch immer muß das alte Holland die unmerkwürdigen Küste der Meeresnebel dulden, die überall eindringen — durch ein unaufhörliches Sidern ist der Boden oft in großer Tiefe gewölkt und einige der ältesten Bäume niedergeworfen haben, sieht man zu seiner Verwunderung ein mit schwärzlichem Wasser gefülltes Loch von kaum einem Meter Tiefe.

Und weiter gewahrt man, daß die Wurzeln dieser armen Baumriesen gezwungen waren, sich wagerecht auszubreiten, um ihre Nahrung in der festen Erde zu finden. So aber haben sie keinen rechten Halt und sind natürlich kaum imstande, die Wucht der winterlichen Stürme auszuhalten.

Mein dieses so fürchtbare Meer, das eine ewig drohende Gefahr schrecklicher Ueberschwemmungen bedeutet, ist gelegentlich doch der Verbündete der Holländer und zur Zeit des Eindringens der Spanier konnte man beobachten, wie plötzlich geöffnete Deiche die Länderränder durch die ungeheuren Wasserfluten in Schrecken setzten und sie zwangen, weit zurückzuweichen — in heillosen Verwirrung vor dem unüberwindlichen brüllenden Meere . . .

An einem geheimnisvollen, sternlosen Abend schien in einem der kleinen neerlandischen Dörfchen alles zu schlummern. Die Fischer und Schiffer waren heimgekehrt und man hörte nur den Wind, der leise durch die Platanen strich und aus weiter, weiter Ferne das Branden des Meeres, dessen Wogen sich schäumend an den Deichen brachen . . .

Der kleine Kooß, ein schwächlicher Knabe von 12 Jahren, weinte bei der Eltern in der niedrigen Küche, in der eine alte zimmerne Lampe brannte. Der Vater, ein Schiffsarbeiter, ein untersehter blonder Mann mit ziegelsteinfarbenem Gesicht, war eben von der Arbeit heimgekehrt und trank seinen Tee. Die kräftige rothaarige Frau in dem biden Rod, mit großem Profil und harten Augen, überhäufte den armen Kooß noch mit Vorwürfen, nachdem sie ihn geschlagen — sie war seine Stiefmutter, denn der Vater, der die Pieter, hatte sich zum zweitenmale verheiratet. Er war abgestumpft gegen das ewige Gezänke seiner Frau, die sich unaufhörlich über den kleinen Kooß beklagte. Und obgleich er seinen Sohn liebte, ließ er sie doch gewähren — es gibt eine passive Zuneigung, die bei keiner Ungerechtigkeit sich auflehnt und gewisse kraftlose Seelen nehmen das Uebel schweigend hin, indem sie innerlich weinen, wenn sie es sich erfüllen sehen — sie können sich nicht widersetzen in edler Wegeijerung für das Gute und in tugendhafter Empörung.

„Run, Kooß, geh zu Bett!“ sagte der dicke Pieter, als er seine Tasse geleert.

Das war für ihn stets der Abschluß der Familienstreitigkeiten.

Kooß legte sich auch wirklich zu Bett. So ging es nun schon seit 8 Jahren — mit Ausnahme der Schulstunden erhielt er unaufhörlich Schläge von der Stiefmutter, die ihn mit allen möglichen Vorwürfen überhäufte. Und immer schwieg der Vater und schickte ihn ins Bett, um dem Streite ein Ende zu machen. Er wußte das tägliche Leben ausmehndig, doch vermochte er keine größeren Leiden mehr zu

ertragen — sein kleines Gewissen, in dem das Gerechtigkeitsgefühl sich schon regte, empörte sich gegen diese Tyrannei.

Als er in seinem dunklen Kämmerchen war, dachte er an seine erste, an die wirkliche Mutter . . . eine sanfte, kränklische Frau, deren Hände ihm nie einen Schlag verfehten, deren Auge immer lächelte und die ihm das Herz erwärmte mit Liebeskopungen . . .

Wo war sie — jetzt, wo der Friedhof sie aufgenommen? Wachte sie über ihn? An diesem Abend stellte er sich diese Frage in aller Unsicherheit und in dem Schweigen der Nacht verfluchte dieses Kind schon die bösen Menschen der Welt, indem es an das Geheimnis des Todes dachte . . .

Doch der kleine Kooß war eine entschlossene Natur — seine werdende Seele war keineswegs schlaff und enträftet. Nach erfolglosem Ueberlegen sah er einen Entschluß und als alle eingeschlagen waren, ging er sachte hinab und schlief sich fort, ohne sich vor der dunklen Nacht zu fürchten. Wohin ging er? Er wußte es nicht — er war nur entschlossen, die Stiefmutter zu fliehen, um nicht mehr geschlagen zu werden und wie alle jungen Naturen rechnete er auf den geheimnisvollen glücklichen Zufall. Als er außerhalb des Dorfes war, holte er tief Atem, suchte sich zu orientieren und setzte seinen Weg durch die Wiesen fort — in der Richtung nach dem Meere.

Der Himmel hatte sich aufgehehlt. Ein weißer Nebel lag fast in Männerhöhe auf den Ebenen und hier und da tauchten regungslose, für die Nacht mit Mänteln bedeckte Kühe auf, die halb aus dem silbernen Nebel emporragten . . .

Sin und wieder brüllten sie traurig — von plötzlichen rheumatischen Schmerzen befallen, von denen die Tiere in diesen feuchten Gegenden nicht verschont werden. Ohne Furcht marschierte der kleine Kooß immer noch mit festem Schritt auf der Landstraße. Da er dem Meere näher kam, dachte er, es sei besser, wenn er die Deiche entlang ging, um eines der nächsten Dörfchen zu erreichen.

So wanderte er lange durch das nächtliche Schweigen — unter den bläulichen Wäldern der Sterne . . .

Plötzlich hörte er ein leichtes Murmeln wie von einer nahen Wasserlinie. In jedem andern Lande hätte dies nur lachende Gedanken an ein Wäldchen wecken können. An den Deichen entlang aber wirkte das kleinste lebende Geräusch beunruhigend — es ist der Warnungsruf des Meeres, das Zeichen der Gefahr. Kooß horchte und von dem Rieseln geleitet, erreichte er bald die flache Böschung des Deiches an der Landseite.

In dem Halbdunkel unterschied er mühsam eine silberne Wasserlinie, die durch den Granitwall floß. Er beschmedte das Wasser . . . es war salzig . . . das Meer hatte die kolossale Mauer durchbohrt. Er erkannte die Gefahr und wußte, daß eine Ueberschwemmung drohte, daß vielleicht der Tod vieler Tausende von Menschen abhing von diesem scheinbar so winzigen Unfall. Und er verperrte den Spalt mit zwei Fingern und stieß dann einen langen Ruf aus, indem er sich zu dem noch fernem Dorfe wendete, wo die Fenster einiger Strohhütten glänzten wie irdische Sterne . . .

Doch nichts gab ihm Antwort. Das Wasser aber drängte stärker — er zog die von der Kälte erkarrten Finger zurück, hauchte einen Augenblick darauf, und da der Spalt breiter wurde, stieß er seine ganze kleine Hand hinein — das Wasser hörte auf zu fließen. Er rief von neuem . . . nur in der Ferne antworteten heisere Rufe mit einem langgezogenen traurigen Brüllen. Sein rechter Arm wurde steif vor Frost und er verlauschte ihn mit dem anderen. Infolge der mächtigen Anstrengung des Meeres aber sierte das Wasser bald um die garte Faust des Kindes und sprubelte von neuem in einer kleinen Rinne . . .

Da zog er den Arm zurück und indem er mit einer blitzschnellen Bewegung seine Kleider abwarf, machte er aus ihnen einen Pfropfen. Und seine Rufe wurden immer lauter . . . Wieder hörte das Fliesen auf. Dann aber gelang es der Blut mit ihrer langsamen, stummen Macht, den Pfropfen fortzubringen. Mit einer höchsten Anstrengung schob er ihn wieder

nach dem romanischen Stil wie ein Frühling nach einem schweren Winter. Die Frauenkirche ist eine kleine, aber feine Blüte aus dieser Maienzeit deutscher Baukunst. Und überall noch das Spitzgiebelwerk und das von der Zeit gebräunte Dachgebälk. Ich weiß kaum etwas Kostlicheres in alten deutschen Städten, als den Blick von der Eplinger Brücke über den Neckarthal mit den vier von blühendem Gezweig getrennten Zwerghäuschen; den Blick auf „Klein Benedig“ und auf die Pflensauer Anlagen. Eplingen hat natürlich auch Denkmäler, aber der Kutscher, der mich der kurzen Zeit halber in der Stadt herumführte, war in dieser Beziehung ein schlechter Cicero. Als ich ihn nach einem Denkmal fragte, dessen Blüte mir unbekannt schien, sagte er: „Des ischt d'r Schiller.“ Ein andermal: „Des ischt au d'r Schiller.“ Ein drittesmal: „Des muß an wieder so einer sei wie d'r Schiller.“ Sein Wissen über Eplingens Denkmäler war offenbar lückenhaft. Aber eines wußte er gut. Wo es am schönsten sei, und man zugleich einen guten Most bekomme. Nämlich auf der Burg. Dort tranken wir in einer Kurmstube einen Most und dann noch einen und dann noch einen. Unter uns lag das Neckartal im Frühsommer. Es duftete nach Rosen und Fabrikrauch. Das alte und das neue Eplingen. Dort die wichtigen Wachtürme, die steinerne Annuit der gotischen Pyramiden, die lustigen Zinnen und Türmchen, und drüben über dem Neckar die Schiffe und Fabrikschiffe der modernen Zeit.

Reclams Universal-Bibliothek

feierte in diesen Tagen eine Art Jubiläum: sie konnte mit einem Werk des erfolgreichen Schriftstellers Otto Ernst die Nummer 5000 in ihrem Katalog eintragen. Dies Ereignis zog die Blide weiter Kreise auf ein Unternehmen, dessen Verdienste um die deutsche Literatur und um die Volksbildung überhaupt von niemand mehr bestritten werden. Politiker und Gelehrte aller Richtungen erkennen die Bedeutung des Reclam'schen Verlags an; so äußerte Veiel einmal, er habe „das Unternehmen von Anfang an als ein sehr verdienstvolles angesehen und es mit lebhaftem Interesse verfolgt“. Wie viel sind erst durch die Universalbibliothek auf die unvergängliche Schönheit unserer Klassiker hingewiesen worden, wie mancher verdankt ihr den Drang, seinen geistigen Horizont zu erweitern. In Tausenden haben die gelb-roten Heftchen das Interesse und die Freude an geistigem Genuß geweckt, der uns über die Scholastik und Misere des Alltags hinweghebt. Die weiteste Verbreitung der Universal-Bibliothek sollten sich daher alle jene angelegen sein lassen, denen die Bekämpfung der Schundliteratur und die Hebung der Volksbildung am Herzen liegt. Die weltberühmte Schöpfung Reclams ermöglicht es jedem, sich hin und wieder für einige Groschen eine Perle der Literatur anzueignen. Die unscheinbaren Heftchen Reclams sind am ehesten berufen, den demoralisierenden Schundroman, für die mancher großenteils zehn bis zwanzig Mark bezahlt, die Spitze zu bieten. Ihr billiger Preis gestattet auch dem bildungsbehafteten Arbeiter, sich den „Luzus“ einer kleinen Bibliothek zu leisten, die immer weiter ausgestattet werden kann. Der ethische Wert einer eigenen, auch der kleinsten Bücherei braucht hier wohl nicht besonders betont zu werden. Sie gewährt uns eine Freude, die nicht durch Abonnements auf Reichbibliotheken (auch nicht auf die famose Scherz'sche Hausbibliothek!) ersetzt werden kann. H. G-r.

Literatur.

(Alle hier angekündigten Bücher und Zeitschriften sind durch unsere Buchhandlung zu beziehen. Alle Bestellungen werden prompt ins Haus geliefert; bei Bestellungen von auswärts wird ersucht, das Porto beizufügen.) Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 89. Heft des 26. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Zur Kritik des Liberalismus. — Die Väter des Sprachenparagrafen. Von Otto Sue. — Der Volksschulkampf in Württemberg. Von Erich Hoffmann (Stuttgart). — Die Lage der Handelshilfsarbeiter. Von Wilhelm Kimmrich. — Zur Zukunft der sozialistischen Jugendbewegung in Deutschland. Von Hermann Kemmele. — Literarische Rundschau: Etienne Lamb, La femme de demain. Von Therese Schlegelinger. — Notizen: Zentralorganisation der Gewerkschaften Finnlands. Von M. W. — Zeitschriftenschau. Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns Nr. 18

des 18. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Zum sechsten Kongress der Gewerkschaften Deutschlands. Von Luise Riez. — Ein Schritt vorwärts. — Schulpflichtung. IV. Von Luise Rautsky. — Eine Organisation für die weibliche Jugend. Von Enny Stod. — Parias in der Textilindustrie. Von J. Jädel. — Die dänischen Frauen wählen. Von Andrea Brochmann. — Die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen in der Textilindustrie. Von Martha Hoppe. (Schluß.)

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Der Abend. Von Eigendörff. (Gedicht.) — Waldschulen. Von Otto Kühle. — Gebuld. Von Herm. v. Gilm. (Gedicht.) — Etwas vom Leben. Von Hannah Dorsch. II. (Fortsetzung.) — Die Mutter als Erziehlerin.

Guglielmo Ferrero, Größe und Niedergang Roms. Erster Band: Wie Rom Weltreich wurde. Geschichte der Jahre 78—59 v. Chr. mit einer Skizze der Geschichte Roms bis zum Tode Sulla's. Zweiter Band: Julius Caesar. Geschichte der Jahre 68—44 v. Chr. vom Beginn des gallischen Krieges bis zu den Toden des März. Preis des Bandes brosch. 4 M., gebd. 5 M. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.)

Eine neue Geschichte Roms von einem neuen Geschichtsschreiber! Nach so vielen großen Forschern wie Montesquieu, Niebuhr, Gibbon, Gregorovius und Mommsen könnte der Erfolg wohl fraglich erscheinen und doch fehlte gerade für diese Epoche der Weltgeschichte eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Darstellung. Erst kürzlich wurde auf der Versammlung deutscher Historiker zu Dresden gesagt, daß Mommsens römische Geschichte heute doch nicht mehr so bedingungslos als standard work gelten könne, wie das so lange der Fall gewesen sei. Von den massiven Formen des gewaltigen Monuments, das Mommsen errichtet hat, beginnt es langsam abzubrücheln. Die jüngere Forschergeneration entzieht sich mehr und mehr dem faszinierenden Einflusse seiner hincitenden Beredsamkeit und unterstellt sein Urteil einer strengen und nüchternen Nachprüfung. Guglielmo Ferrero, der Verfasser von „Größe und Niedergang Roms“, ist als Italiener mit dem Boden seines Rhemas vertraut.

Ein großes internationales Unternehmen der Kunstgeschichte in Vorbereitung. Es haben sich die bedeutendsten Kunstgelehrten der zivilisierten Welt zusammengeschlossen, um turgesehite handliche Darstellungen der Kunstgeschichte der einzelnen Länder und Epochen herauszugeben, die in erster Linie dazu dienen sollen, den Laien in die Mannigfaltigkeit des Kunstschaffens einzuführen. Das Unternehmen erscheint gleichzeitig in Deutschland, England, Amerika, Frankreich und Italien. Die deutsche Ausgabe bringt der Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart. Jeder Band wird in handlichem Taschenformat in der Art von Salomon Reinachs „Apollo“ mit 600 Illustrationen ausgestattet und in Leinwand gebunden zu dem Preise von 6 M. ausgegeben werden.

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter“. Neue Sorge. Lebemann: „Höchst unangenehm! Kaum hat man sein Auto zur Hälfte abbezahlt, kommt das lenkbare Luftschiff daher!“ Rasche Diagnose. Unteroffizier: „Was haben Sie, Meier?“ — Rekrut: „Ein eigenkümliches Numoren im Kopf!“ — Unteroffizier: „Na, da haben wir's; eine Schraube ist locker!“ Schweres Verbrechen. „Wie, zwanzig Jahre waren Sie im Dienste des Barons und jetzt sind Sie entlassen worden; da muß doch ein ganz schwerwiegender Grund vorgelegen haben?“ — „Allerdings; ich sollte seine Schwiegermutter zur Bahn fahren und da bin ich fünf Minuten zu spät gekommen!“ Die großen Fische. Kundin: „Die neuen Stiefel sind mit wieder etwas knapp!“ — Schuster (ärgerlich): „Sie haben auch immer etwas auszufehen; wenn Sie sie nicht tragen wollen, dann trage ich sie selber!“ Schlan. Sommergast: „Warum lassen Sie Ihre Loden im Nachbarort beerdigen?“ — Bauer: „Dds is z'weg'n dem Renomme von unserm Luftort.“

hinein, legte eine Klumpen Erde darauf und suchte alle Nischen zu verstopfen.

Und es entspann sich ein seltsamer Kampf zwischen diesen zarten, fiebernden Kinde, das mit seinen schwachen Kräften um Hilfe rief und dem hartnäckigen Meere, das einen Weg suchte durch einen Spalt des Deiches und laut, entsetzlich rauschte . . .

Die Nacht wurde kälter und da bei dieser mühsamen, un-menschlichen Arbeit der Körper des Kindes sich mit feuchtem Schweiß bedeckte, wurde er noch empfindlicher für den scharfen Abendwind, der sich unter dem klaren Himmel aufgetan. Und kein Fischer, kein Schiffer — nur das trübe Schweigen der Ebene und das Säufeln des Windes in dem langen Grase oder in den dünnen Büschen der Wiesen . . .

„Mein Gott, mein Gott!“ seufzte der Knabe mit schwacher Stimme und rief dann verzweifelt: „Mutter . . .“

Aber dennoch war er tapfer — mit aller Kraft drückte er seine zarten Hände auf den Pfosten, der den Spalt verstopfte. Doch bald konnte er nicht mehr — zitternd und erschöpft brach er mit einem leisen Schrei zusammen und die Sinne schwanden ihm.

Weiß und trübe graute der Tag in den dämmernden Fernen der Ebenen und von dem niedrigen Horizont hoben sich Windmühlensügel, Kappelnreihen und schmale Kirchtürme in verschwommenen Umrisse ab . . .

Erst jetzt fanden Arbeiter, die an ihr Tagewerk gingen, den kleinen Knos auf der Erde ausgestreckt — am Fuße des Deiches, aus dem schon ein langer, wütender Wasserstrahl hervor-schob.

Man half dem Kinde und der beharrlichen Arbeit einer großen Zahl von Männern gelang es, das einbringende Wasser Herr zu werden. Knos wurde in das nahe Dorf getragen und in warme Wolldecken eingewickelt und ein ständiger Trank gab ihm den Leben wieder.

Als er endlich zu sich gekommen war, fragte der Bürger-meister ihn aus. Mit matter Stimme erzählte er die Nacht und da er seinen Namen nicht sagen wollte, weil man ihn dann wieder nach Hause gebracht haben würde, gab er sich für ein Waisenkind aus. Voll Dankbarkeit für diesen jungen Helden wollten die Bauern ihn adoptieren und der Bürgermeister fragte ihn, ob er einen Wunsch habe — er wolle ihm seine Träume erfüllen.

„Ich wünsche nur eins,“ antwortete das Kind. „Ich möchte mich auf einem der großen Schiffe einschiffen, die zu den Kolonien gehen.“

Man versuchte beharrlich, ihn von diesem Entschlusse ab-zubringen. Doch er blieb fest und einige Tage später war er als Schiffsjunge an Bord des „Petrel“, der nach Sumatra in See ging.

Der immer methodische und entschlossene Knos machte schnell Karriere und später eroberte er sich mit dem Küstenhandel große Reichtümer.

Er lernte die blauen, heißen Meere des Äquators kennen, die einsamen, von ewigen Bogen gepörschten Felsen des Kap Horn, die großen Menschenaffen der Urwälder auf Borneo, die riesigen Fledermäuse auf Java, die geheimnisvollen Höhen-tempel Chinas, die kleinen, von Pfirsichen rötlich schimmernden Täler Japans und in jenen wunderbaren Meeren der Anti-poden sah er Inseln, die durchduftet wurden von viel-farbigem Blumen — gafffreundliche Paradiese mit riesigen Wurzelbäu-men, deren sichtbare Wurzeln sich über smaragdne Wellen winden wie graue Schlangen . . .

Erst nach langen Jahren kehrte er zurück und es wurde ihm wehe ums Herz, als er von dem Deck aus die alten hol-ländischen Nebel erblickte und der sanfte Landwind ihm das Glodengeläute eines fernen Dorfes zutrug . . .

Haftig schiffte er sich aus und als er den heimatischen Boden wieder unter den Füßen hatte, drang es ihm wie eine Freudewelle ins Herz. Noch an demselben Abend fand er sein Dörfchen wieder, wie er es vor 10 Jahren verlassen — friedlich lag es die blauen Wäldchen seiner Stroh-hütten zum Himmel aufsteigen . . .

O, wie er zitterte, als er sich dem väterlichen Hause näherte! Es schien bewohnt zu sein, aber ob sein Vater noch da war? Er klopfte an — ein Kreis öffnete — es war Pieter selbst, zwar ergraut, doch noch immer rüstig.

„Vater . . .!“ stammelte Knos mit einem lauten Schrei und fiel ihm um den Hals.

Pieter wich zurück, um zu sehen, ob es wirklich sein Sohn wäre. Und seine Augen wurden feucht und er sank Knos in die Arme.

„Deine Stiefmutter ist tot,“ sagte der Vater nach einem langen Schweigen.

Knos antwortete nichts. Und in der Erinnerung an seine böse zweite Frau fügte der Alte hinzu:

„Verzeihst du mir . . .?“

„O, dein Sohn liebt dich noch immer!“

„Aber ich hätte dich sehr ins Unglück stürzen können!“

„Vater, es ist noch alles gut geworden!“ beruhigte ihn der Heimgekehrte. „Die Mühen haben mich groß gemacht und in der Gefahr bin ich stark geworden!“

Natur und Arbeiter.

Ueber das Wandern in der freien Natur hat Genosse Anton Fendrich in der Unterhaltungsbeilage des „Volksfreund“ vom 15. Juni einen vortrefflichen Aufsatz geschrieben, der, von den or-ganisierten Arbeitern wenigstens, die größte Beachtung ver-dient. In unseren Reihen ist wohl keiner berufener über das Wandern in der freien Natur zu schreiben und immer neue Anregungen zu bringen als der Freund Fendrich, der das Wan-dern nicht bloß vom Hörensagen kennt, sondern es selbst prak-tisch betätigt, es miterlebt. Gerade aus diesem Grund ist der angeführte Aufsatz um so beachtenswerter, als da eine Menge nützlicher Anregungen darin enthalten sind — nicht etwa bloß theoretische Schriftgelehrtenweisheit! —, die praktisch bei eini-gem guten Willen durchgeführt werden können. Aber es muß sich in der Arbeiterschaft mehr als bis daher die Erkenntnis Bahn brechen, daß mit dem Lesen und dem guten Vor-satz allein, etwas zu unternehmen, nichts getan ist, daß vielmehr Taten vollbracht werden müssen. Das gilt nicht allein fürs Wandern, sondern für alle Fragen des Lebens.

In dem Maße die wirtschaftliche Industrialisierung sich immer mehr ausbreitet, wird der Arbeiter der Mutter Natur entfremdet. Der Mensch, welcher tagtäglich in der schwülen, dumpfen Luft arbeiten muß, empfindet diese verpestete Atmo-sphäre eben nicht mehr so drückend als derjenige, der mehr Gelegenheit hat, in frischer Luft zu weilen. Und so ist es er-närlich, wenn der weitaus größte Teil der Arbeiter den moder-nen Biergarten mit dem spärlichen Grün der Natur vorzieht. Gewohnheit und Trägheit paaren sich hierbei sehr häufig.

Ueber den Alkoholismus werde ich schreiben, weil sonst der Verdacht erweckt werden könnte, es sei mir weniger darum zu tun, die Leute für die Natur zu interessieren, als in fanati-scher Weise gegen den Alkohol zu wettern. Tatsache ist, daß der Alkohol eines der Grundübel ist, die das Volk im Ranne halten und den guten Vor-satz, der einmal gefaßt wird, im Keime wieder ersticken.

Auch nach einer anderen Richtung hin werden solche Natur-wanderungen von großem Nutzen sein: sie würden die Arbeiter als Menschen einander näher bringen. Gerade der Alltagskampf um die Existenz bringt es mit sich, daß unter den Arbeitern selbst Differenzen entstehen, daß der eine den andern eben nicht versteht. Und bei gewerkschaftlichen und politischen Anlässen wird manchmal ebenfalls mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit die Meinung zum Ausdruck gebracht, wie es eben nicht sein sollte. Bei solchen gemeinschaftlichen Wanderungen wird man gut tun, neben den Sorgen auch die Politik zu Hause zu lassen. So wer-den wir uns als Menschen näher kennen lernen, werden aber auch die Fehler anderer verstehen und bessernd nach dieser Rich-tung hin wirken können. Und aus den politisch gleichgesinnten Parteigenossen werden wir persönliche Freunde machen, die Kleinlichen Verärgerungen nicht mehr zugänglich sind.

Die Wandervereine haben innerhalb der Arbeiterschaft noch keinen festen Boden gefaßt, einesteils, daß sie schlechthin zu den Klimbin-Vereinen gezählt werden, andernteils durch falsche finanzielle Kalkulation. Die ebenso alte als alberne Redensart, „wenn ich mir nicht das und jenes leisten kann, mache ich nicht mit“, sollte doch endlich einmal verschwinden. Es ist völlig falsch, wie vielfach angenommen wird, daß es nur dann schön ist und man fröhlich und vergnügt sein kann, wenn viel Geld zur Verfügung steht. Da kann man Haushalten lernen, ohne den Menschen zu der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ zu er-

gehen. Im Gegenteil wird sich mit aller Macht das Verlangen nach mehr Luft, Sonnenschein und Freiheit in der Brust ent-wickeln und neuen Mut und Lebenskraft im Kampfe um Volks-rechte geben.

Und die alte Gewohnheit! Samstags muß bis gegen Mit-ternacht gekneipt werden. Da ist es leicht begreiflich, daß man nicht fähig ist, früh morgens mit „schwerem“ Kopfe eine schöne Wanderung durch die Gefilde der Natur zu unternehmen.

„Wer recht mit Freude wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen!“

heißt es in einem bekannten Lied, und tatsächlich ist es nie schöner als früh morgens zu wandern. Davon können die vier Freunde von der Reisegesellschaft „Frisch auf“ ein Stück er-zählen, die am Fronleichnamstag um 3 Uhr morgens der Hornis-grinde zugespürgert sind mit leuchtenden Augen, gleich dem kri-stallklaren Bächlein, das rauschend dem Tale zueilt. Solche Sonntagsandachten, Parteigenossen, sollen wir pflegen und ein-manches wird anders — und besser werden!
Baden-Baden. Mr.

Schwäbisches.

Das ganze Schwabenland ist historischer Boden. Man kann dort kleine Absteher und Sprühtouren in alle Jahrhunderte des letzten Jahrtausends machen. Aber am schönsten läßt sich wandern, wenn der Frühommer alle alte Gemäuer, was an Burgen und Städten aus dem Mittelalter stehen geblieben ist, und alle Schlösschen und Lusthäuser aus den letzten zwei Jahr-hunderten mit seinen Laubarmen umspannt. Die Schwaben-herzöge sind gar lustige Herren gewesen, und was ihre edeln Vettern im Frankreich des 18. Jahrhunderts an eleganten Laktern betrieben, das verübten sie mit herb sinnlicher Schwaben-gesundheit. Die Schwaben haben in allem etwas Gründliches und wußten in der Geschichte ihr spezifisches Nebergewicht stets zur Geltung zu bringen. Selbst in ihren Fehlern halten sie auf eine gewisse Solidarität, sogar ihre Fürsten. Die vier im gleichen Stil gebauten, behäbigen Häuschen vor der Solitude, in denen der Herzog Karl seinen Geliebten aus den vier andern Weltteilen — das Schwabemaidle Fränzle durfte im Schlösschen selbst wohnen — einlogiert hatte, haben etwas direkt behäbig Ehrbares an sich. Ueberhaupt scheint alles, und zwar nicht nur in Schwaben, was in bürgerlichen Kreisen zu den unanständigen Dingen zählt, wo eigentlich ein Sittlichkeits-verein sich ins Zeug legen müßte, in den Bereich des guten Tons zu treten, sobald es von Königen oder Herzögen gelan-wird. Ich werde nie den soliden und seelenruhigen Ton ver-gessen, in welchem die Beschließerin des Lustschlosses vom alten König Wilhelm I. in der Bildergalerie die Bilder erklärte; „Also des läßt die Vetha mit dem Schwan! und dort ist noch emol eine mit einem Schwan!“ Sie zudte mit keiner Wimper, obwohl es sich um offensichtlichen Sodomismus handelte. Auch die Besucher machten sehr selbstverständliche Gesichter. Nur eine ältere Schwäbin glaubte bemerken zu sollen, der König habe doch e bißle viel derlei Bilder g'habt.

Wenn man lange genug über die Passionen der dahin-gegangenen Schwabenherzöge und -Könige unterrichtet worden ist, dann tut es wohl, sich einmal in einem alten tapferen Schwabenneß umzusehen, dem auch die Entwicklung zu einem modernen Industriezentrum nicht den Glanz und den Stolz der alten Reichsstadt nehmen konnte.

Da, wo von der blauen Kette der Schwäbischen Alb her der Redar sich in ruhigem Bogen durch fruchtbares ammutiges Hügel-land windet, liegt eine der ältesten deutschen und der schönsten alten Schwabenstädte: E h l i n g e n. Wenn man auf der Pliensaubrücke steht, unter der hin der Fluß um grüne äppig bewachsene Schilfsinseln herum seine gelben Fluten wälzt, und über die Spitzgiebel der Stadt hinauffieht zur Burg und hinüber zu den Terrassen der Nebberge, dann kann man schon begreifen, daß der größte Journalist des Mittelalters, wenn der verspätete Ausdruck erlaubt ist, Ulrich v. Hutten, der Mann, der mit der Feder ebenjotig draufaufbauen mußte wie mit dem Schwert, im Mai 1519 aus dem Lager des Schwäbischen Bundes über Ehlingen schrieb: „Deutschland hat nicht leicht eine schönere Gegend: das Feld vortrefflich, die Luft wunderbar gut und gesund, Berge, Wiesen, Täler, Flüsse, Quellen, Wälder, alles höchlich anmutig, und der Wein, wie es sich halt von einem solchen Lande erwarten läßt.“

Ehlingen ist so um 770 herum von einem Hofkaplan des Frankenkönigs Pippin gegründet worden. Obwohl man mir keine übermäßige Neigung zu Hofkaplänen nachsagen kann, freut es mich doch, daß dieser Jultad, Hofkaplan Sr. Majestät Pippins des Kurzen, ein Landsmann von mir, ein Alemanne war. Da-mals fing jede Stadt mit einer Kapelle, einer „cella“ an, und die vielen — Zell, die es in Deutschland gibt, zeigen, wie eifrige Städtegründer die Herrn von der Geislichkeit damals waren. Da die Kirche auch schon damals einen so guten Magen hatte wie heute, so kam auch bald ein Markt zu der Zelle, und die neue Stadt war da.

Ehlingen war allezeit eine Stadt, die wußte, was sie wollte. Im Anfang des 14. Jahrhunderts war die Reichsstadt Ehlingen von solcher Kraft, daß sie sich an die Spitze der schwäbischen Städte stellte, das Stammschloß Württemberg verbrannte und andere schwäbische Städte, worunter auch Stuttgart, dazu zwang, sich dem Reich anzuschließen, und zwar unter Ehlingen als Borort. Ueberhaupt hatten die Ehlinger immer eine gute Bitterung für die historische Entwicklung der Dinge und trieben immer Großpolitik. Während der Reformation brodelte es schwer in den harten Schwabensköpfen. Die Entwicklung vollzog sich in den stürmischsten Formen. Daß damals viel praktischer Sozialismus, wenn auch in den fanatisch religiösen Formen des Wiedertäuferturns, in Ehlingen getrieben wurde, ist sicher; aber es mischte sich böses Gefindel hinein, das der Bürger-schaft die Sache verleidete. Nach langen Kämpfen nahm das Volk im Oktober 1531 die Reformation an und bekräftigte die Ab-stimmung durch eine der gründlichsten, aber auch wütesten Bilderstürme. Der leitende „Pfaff“, der eine Nonne zum Weib genommen, ging so gewissenhaft vor, daß bei seiner Hochzeit „alle Speiß nur mit den Wildern, die man in den Kirchen ver-schlagen hat, gefochet werden durfte“. Eine heitere Episode wäh-rend dieser Zeit war der Metzgerstreik. Die Metzgerinnung war nämlich die christliche und „wollte in solich Handlung nicht ver-wülligen“ und hinfürto beim Gottesdienst nicht mehr zugegen sein. Der Herr Prediger, ein aus Konstanz herbeigerufener Zwinglianer namens Ambrosius Blarer, scheint aber ein sehr energischer Herr gewesen zu sein und ließ die Herren Metzger wissen, man würde sie „bei dem Haar in die Kirche ziehen“. Die Metzger ließen sich nun alle die Köpfe vollständig glatt-scheren, und als der Rat sie nach dem Grund dieser aufsehen-erregenden neuen Haartracht befragte, antworteten sie, „sie wollten davor sicher sein, daß man sie nit bei den Haaren darzuchen konnte“. Humor hat den Schwaben nie gefehlt.

Im 16. und 17. Jahrhundert besam Ehlingen alle Greuel schwerer Kriegszeiten zu kosten. Es wehrte sich kräftig, aber nicht immer mit Erfolg. Schade, daß die bekannte Begebenheit, wo ein tapferes Schwabemädchen in einem Häuschen der Burg, das jetzt noch Melachäuschen heißt, dem französischen General und Schlösserverwüster, das gleiche getan, was Judith im alten Testament dem Holofernes, nur eine Sage ist.

Jedenfalls hatten die Ehlinger immer eine demokratische Städteordnung und ihre Burg war eine der wenigen, die nicht der Sitz irgend eines ritterlichen Raubherrn war. Die Bürger verteidigten selbst ihre Stadt und noch lange, nachdem es nicht mehr nötig war — Ehlingen verlor seine Unabhängigkeit im westfälischen Frieden —, hatten sie ihre eigene Bürgerwehr, die den schönen Namen „Die Garnisonier“ führte. Daß aber früher auch unter der Bürgerschaft, besonders im 12. und 13. Jahrhun-dert, selbst schwere Fehden bestanden, darauf lassen die jetzt zwar nicht mehr ganz erhaltenen, aber als Ruinen in das Mauerwerk mancher Häuser eingebauten Reste der Raubtürme schließen, die gar nichts anderes waren als Rückzugsfestungen für die ge-schlagene Partei.

Im 19. Jahrhundert berschwamm Ehlingens Geschichte mit derjenigen des von Napoleon gezimmerten neuen Königreichs.

Aber um der ganzen lebendigen und interessanten Geschichte dieser alten Schwabenstadt ginge jetzt kein Mensch mehr hin, der nichts „Geschäftliches“ dort zu suchen hat. Es ist das im 13. und 14. Jahrhundert entstandene und jetzt noch durch die neue Kultur nicht ganz ruinierte Städtebild; es ist die Kunst der Baumeistergeschlechter Enfinger und Weiblinger, die einen an-ziehen. Was da noch an finsternen und schweren Nesten aus der romanischen Zeit steht mit mächtigen Buckelquadern und kleinen Rundbogenfenstern, läßt noch den Geist jener schwerblütigen gewaltigen Jahrhunderte ahnen. Die vielen gotischen Wandent-würfer, besonders die köstlichen Werke der Spätgotik, wirken